

Zeitschrift:	Trans : Publikationsreihe des Fachvereins der Studierenden am Departement Architektur der ETH Zürich
Herausgeber:	Departement Architektur der ETH Zürich
Band:	- (2020)
Heft:	37
Artikel:	Switch off my mobile phone to cure this upcoming paranoia
Autor:	Ueberall, Timotheus
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-981465

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Vor dem inneren Auge gehe ich den Weg ab, vom Bahnsteig zur Station der Strassenbahn mit der Nummer 3. Ich gehe den Weg ab, um ihn später nicht doppelt gehen zu müssen.»

SWITCH OFF MY MOBILE
PHONE TO CURE THIS
UPCOMING PARANOIA
Timotheus Ueberall

In den Grossstädten tanzen sie bereits auf dem Vulkan, während die Hauptperson sich dieser cineastischen Umgebung nur mehr spärlich zugehörig fühlt. Als hätte hier jemand den Versuch unternommen eine alte Landschaft für einen Film zu casten. Und mitten hindurch breitet sich diese neue Paranoia der Orientierung und Zugehörigkeit in alle Himmelsrichtungen aus. Dort hinter der Weide und vor dem Feld, da könnte noch immer der Bauernhof Kafkas und des Landvermessers K. liegen. Und daran angrenzend wieder Feld und wenig Neues oder ein Nachkriegsdorf und dessen Vergangenheit und eine ungeklärte Zukunft.

Zwischen diesen Möglichkeiten erinnere ich mich, dass ich mir die Umgebung in Franz Kafkas *Das Schloss* immer so imaginert habe. Viel Fläche, ein Berg, das Schloss zu Füssen eines Dorfes, das schleichend beginnt und dann abrupt wieder endet. Und mitten hindurch und hinein dieser Landvermesser K., wie er die Dorfgemeinschaft und das verbeamtete System von aussen beobachtet, während das System des Schlosses ihn bereits ins Innere gezogen hat.

Ich malte mir aus, wie hinter dem Dorf eine andere Zeit und mit ihr ein anderer Ort anhob, dem die Gedanken des Landvermessers K. galten und an dem die Landschaft nicht mehr auf einem karierten Collegeblock vermessen würde, sondern von einem bei «Jenny Köhler's Electric Rental» gemieteten Tesla aus. Das Smartphone und das geöffnete Google Maps an die Brust gedrückt, sässe der Landvermesser K. auf der Rückbank und vielleicht würde er eher staunen als vermessen. Staunen über die Weite und die Geschwindigkeit, aber das würde keine Rolle spielen, weil wir ja eh immer etwas auch vermessen, und wenn wir es nicht machen, dann übernimmt das entweder mein Handy oder der durchdesignte Tesla, selbstfahrend und alle vorausilenden Eventualitäten berechnend, oder die Deutsche Bundesbahn.

Die durch das Auto erzeugte Freiheit wirkt auf die Wahl zwischen Velours und Wildleder beschnitten, während die Bordkonsole des Tesla die Wegstrecke und mit ihr alle dafür nötige Elektroenergie bereits im Voraus vermisst und skaliert. Und trotzdem. Da könnte man jetzt so durchbrettern durch diese Landschaft, der Tesla sollte nicht gemietet, sondern wenigstens von Jenny Köhler's Parkplatz entwendet worden sein. Auf dem Beifahrersitz sitzt mein Girlfriend und auf der Rückbank der Landvermesser K. und alle rufen wir «was für ein electric feel».

Da saust man also durch diesen Umstand und sollte man nicht zurückwollen, dann gibt es meistens nur einen Weg und dieser führt nach vorne, und das zeigt Google Maps auch an. 30 Kilometer bis zum nächsten Bahnhof.

Denn wenn wir jetzt hier kehrten, dort einige Meilen zurück steht das Gasthaus Beiersdorf. (4,8 von 5,0 Sternen, 189 Google-Rezensionen) und dort wird gerade sicher so einiges Wichtiges und Belangloses lautstark besprochen.

Hände.
Bier.
Gesichter.
Skat.
Rücken.
Drive Now.
Google Now.

Sind wir trotz diesem Jetzt immer dort, wo wir nicht sind?

Diese Vermutung durchdringt unsere postfundamentalistischen Gesellschaften und sie legt sich in diesem Moment als melancholischer Schlagschatten aus Vergangenheit und Zukunft über die Fahrt im Tesla zum Bahnhof.

Wir sehen uns einer neuen strukturell überfordernden Temporalität gegenüber, einer Hyperzeitlichkeit, in der die Vergangenheit einmal Zukunft war, die Zukunft vergangen sein wird und die Gegenwart zukünftig Vergangenheit sein wird. Welchem zeitlichen Modus wir uns dabei zugehörig fühlen (wollen), hängt in dieser Hyperzeitlichkeit nicht mehr nur mit dem subjektiven und objektiven Verständnis einer linear verlaufenden Zeit zusammen.

Mein Unterwegssein hier durchbricht die Verbundenheit der Orte mit der Zeit, und doch bleiben sie verwoben. Mit meinen planenden Gedanken bin ich bereits am Bahnhof und darüber hinaus. Die Landschaft außerhalb des Autos verweist auf keine mit mir verknüpfte Vergangenheit und mit ihr entbehrt sie auch jeglicher Zukunft. Da steckt sehr viel Melancholie drin, in jeder Gerste und dem Hafer und dem blendend gelben Raps der Felder, und ich weiß, dass diese Umgebung und ich, der Halm, den ich dort sehe, uns nie wiedersehen werden.

An dieser Stelle unterbricht mich Yung Lean. Er donnert durch die Boxen des Wagens: «As long as you're going up and down you're all good.» Kälber stehen zu beiden Seiten auf fleckigen Weiden unter einem IKEA-blauen Himmel. Sie erwarten niemanden. Am Rande eines Parkplatzes sehe ich vier Jugendliche um ein Auto herumstehen. Die vorderen Türen des Wagens sind offen, auf dem Dach sind weiße Pappbecher und eine Flasche Energiedrink in der Familiengröße abgestellt.

Dieser Ort ist gut.

Und dieser Ort beginnt mit den Jugendlichen und ihrem Parkplatz und er endet am Bahnhof und seinen historischen Versprechungen, die mit den Zügen einhergehen. Die letzte Zeitkapsel, die den Rausch des Wanderns ersetzen kann, der jahrhundertelang Geschichten und Gerüche aus der Ferne in die Nähe wehte, wenn die Wandernden wieder nach Hause heimkehrten.

Wer heute wirklich weit weg möchte, der wählt den Zug und mit ihm ein ganzes Rhizom an gekappten sozialen Beziehungen, die den Bahnhof zum Sehnsuchtsort machen. Mit meinem burgunderroten Reisepass schwingen Passierstempel mit. Der Boden ist an einigen Stellen abgenutzt durch gerolltes und gezogenes Reisegepäck. Der Architektur sieht man eine frühere Relevanz oder Gleichgültigkeit an. Sie verweist über ihren früheren und zumeist längst vergangenen Anspruch auf eine lokale Bedeutung direkt in die Vergangenheit, in der diesem Bahnhof eine derart wichtige, gar eine staatstragende Funktion zuerkannt wurde, dass man sich wohl daran machte hier ein Gebäude zu errichten, das in gleichen Teilen kosmopolitischen Anspruch und ökonomischen Güterverkehr vereinte.

Heute stehe ich hier fast allein im Inneren der Wartehalle, und dem Bahnhof fehlt es angesichts seiner wachsam Aufgabe als Nicht-Ort an einer vertretbaren Vergangenheit, weswegen es an diesem Ort nur eine Richtung zu geben



Jana Perusich
Gate

scheint: weiter in Richtung Zukunft. The future is the limit. Dieser Ort fühlt sich seiner Vergangenheit fremd.

Da sind die vertrauten zeitlichen und örtlichen Parameter, aus einer kleinen Kabine in ein knisterndes Mikrofon gesprochen. Nichts erweckte hier den Anschein einer Vergangenheit, die noch in irgendeiner Form in der Gegenwart begründet werden könnte, ohne einem Historismus zu erliegen.

Obersvalden: Abfahrt in 10 Minuten von Gleis 2.

Hamburg-Altona: Die Abfahrt verzögert sich um 5 Minuten. Planmässige Abfahrt um 13.20.

Es gibt sie also noch diese Orte, die nach Möbelgrossmarkt und Bildzeitung klingen. Diese Orte scheinen jedoch in diesem Moment lediglich durch die Abfahrt der Züge in ihrer Realexistenz zu bestehen, während der Bahnhof einer Opferstätte zu gleichen scheint, an der das Hier und Jetzt einer zukünftigen Gegenwart geopfert wird, weil das Hier und Jetzt für die Reisenden kaum mehr eine Rolle spielt, schliesslich befinden wir uns hier auf Durchreise und nicht an der Endstation Sehnsucht.

Gleichzeitig jedoch möchte ich mich in dieser Gegenwart hier verorten. Nicht sehr komplex all das hier, mehr ein Schuppen als eine Halle, zwei Shops, drei Tageszeitungen in einer Auslage. Kaffee und wahlweise und mit Sicherheit auch ein willkürliches Brötchen für 2,99 Euro. In dieser zeitweisen Heterotopie aber bin ich bereits über diese Gegenwart und daher auch über diesen Ort hier, den

ich in seiner festen Anordnung von Elementen erkenne und durchschreite, hinaus.

Das ist Nostalgie on demand.

Die zeitliche Komponente der bevorstehenden Weiterfahrt versetzt meinen Körper, greift ihn auf und setzt ihn in an dem zukünftigen Ort ab. Niemand ist einfach jetzt und hier. Den Orten und den Räumen unserer Gegenwart fühlen wir uns grundsätzlich nicht zugehörig, ein Umstand der weniger einer grundlegenden Ablehnung des Momentanen geschuldet ist als einer technologisch bedingten ekstatischen Zugehörigkeit zum Anderen. Dem anderen Ort, dem zukünftigen Gespräch, der Prävention, die der Jetztzeit fern entgegen- und weit bevorsteht. Zeitweise eröffnen sich durch die Durchquerung dieses Raumes hier Orte der Vergangenheit, durch welche die Erinnerung in die Gegenwart einzieht. Dort hält ein älterer Herr seinen Reisepass umklammert wie das letzte Stück Kork nach einem Schiffbruch. Der Geruch von Linoleum und das Knarzen aus den Lautsprechern.

Jetzt erinnere ich mich: Ein deutscher Grenzbeamter kontrolliert die Pässe meiner Familie.

Double Check des biometrischen Wackelbildes.

Irritierende Gegenfragen wegen des vorausgeschickten Schiffscontainers von Hamburg nach Tel Aviv.

Warum der Umzug? Achso.

Und der Sohn, der bleibt hier? Ach ja, nun denn.

Der Grenzbeamte lässt passieren und tritt ab.

Die nächsten Jahre befand ich mich in einem perma-



Timotheus Ueberall
Untitled

nennten räumlichen Zustand der Oszillation zwischen München und Tel Aviv. Die Zeit, die zwischen den beiden Zeitzonen Deutschlands und Israels zu pendeln schien, konstruierte die beiden Orte zu Räumen, die ich sowohl körperlich als auch gedanklich durchschritt, und mit ihnen transformierte sich ein damaliges Später zu einem zukünftigen Heute. Aber ich sass eben auch die Orte ab, nahm zwischen ihnen Platz, während die unterschiedlichen Zeitzonen die Räume zu Nicht-Orten transformierten, wobei sich diese Nicht-Orte über die Juxtaposition der Zeiten, in denen ich zu leben schien, stetig aktualisierten.

Ich hatte das Gefühl, mir Zeit und Ort willkürlich aneignen zu können. Willkürlich rechtfertigte ich dieses und jenes, falsche oder aufgeschobene Entscheidungen über mich und die Zukunft mit meiner Zugehörigkeit zu meiner zeitlichen Nomadenhaftigkeit. War ich mir einer Sache unschlüssig, dann dachte ich: Naja, nächste Woche bin ich ja eh in Tel-Aviv. Später würde ich an einem anderen Ort sein, einem Ort, den ich weder als mein Zuhause bezeichnen konnte, noch als meinen weekly Citytrip-Eskapismus über die Strassen Europas bis hin über das Meer und da dann so rein gespült in diesen weissen Traum eines ganz und gar anderen Europas, eines ganz und gar anderen Ortes, bedrohlich schwankend, durch diese vielen Menschen mit ihren unterschiedlichen Zeitkurven, die alle in irgendeiner Art in einer früheren Epoche zu münden scheinen. Ganz der Annahme geschuldet, dass die Zeit im komplexen Gesellschaften aus der Zukunft kommt und unsere Räume linear strukturiert.

Viele Entscheidungen treffen wir im Heute aus der Sicht auf die Auswirkungen unseres Handelns im Jetzt auf die Zukunft. Aktien werden spekulativ gekauft und wieder verkauft. Kriege präventiv begonnen, um Kriege zu verhindern. Ich durchquerte München und war mit meinen Gedanken und Entscheidungen bereits am zukünftigen Ort verankert. Dem Jetzt und Hier war ich fremd und doch fühlte ich mich dessen Möglichkeiten auf eine zärtliche Art und Weise ganz und gar verbunden.

Der eigentliche Ort, diese Stadt, sie liegt dabei brach, irgendwie scheint sie auf Grund gelaufen zu sein wie die Barca Nostra, wobei ihr der feste Stein zu ihren Füßen nicht mal als eine feste Konstante nützlich erscheint. Da hängen Taue zu allen Seiten hinab. Ihr gespleisstes Auge verknotet sie mit den Rändern des Ortes, den «fines» (lat. Gebiet, Land, Grenzgebiet), und das Wasser, die Wellen der Zeiten, die Gezeiten, zerren an der brachliegenden Stadt. Lediglich die Verankerung mit den Pollern am Kai zur Linken und zur Rechten, in einem Früher und einem Später, hindert die Barca am Davontreiben und ebenso so am eigenständigen und momentanen Treiben.

Gerade, später als jetzt, empfinde ich diese örtlichen Juxtapositionen, nun Zürich, Wien und München, als ein durch meine ÖBB-Vorteilscard 66 reglementiertes Privileg. Der Zug als eine gleitende Zeitkapsel durch die eine speulative Erfahrung der Welt erzeugt wird.

Ich bleibe ausserhalb der Dinge. Und doch durchfahre ich die Welt, aber mein Blick auf Europa bleibt mir versperrt, Teilbereiche Europas, dort wo die Union endet, da weiss ich schon gar nicht mehr, ob ich meine mobilen Daten bereits ausgestellt habe.

Die Teilbereiche suggerieren ein Europa ausserhalb der Zeitkapsel. Und ich bleibe traurig. Zu Beginn, dort wo

ich nummeriert mich selbst meinem Platz zuweise oder zwangsläufig zugewiesen werde, sobald ich auf einem falschen Platz sitze. Mein Blick dehnt sich aus und mit ihm «modern nostalgia».

Ich sehe Häuser, die am Zugfenster vorbeigezogen werden, Taue halten sie an den Stadtgrenzen festgezurrt. Freunde gehen weiter einem Alltag nach, dem ich nun seit ein paar Minuten nicht mehr angehöre, weil ich für sie keine Option mehr darstelle. Für den spontanen Besuch, denn die Wohnungstür bleibt verschlossen. Für die Verabredung am Abend, denn unsere Zeit bleibt gleich, doch sie ist an unterschiedliche soziale Systeme gekoppelt.

Ich durchquere Nicht-Orte, die sich zwischen Wien und Zürich ausbreiten. Gemein haben beide Städte (wie es Städte im Generellen ja so an sich haben): eine wirsche Ansammlung an Möglichkeiten. Doch hier auf meinem Platz 55 im Wagen 24 erkenne ich keine einzige an. Ich sehe mehr. Mehr Landschaften, mehr Ortschaften. Neben mir sitzt ein Pastor. Ihm gegenüber seine Begleiterin. Sie beobachtet auffällig apathisch ihre Umwelt. Über WhatsApp schreibe ich einem Freund:

Ich: Das muss doch auffallen

Er: das findet noch Applaus sag ich dir

Ich: Der Felix macht sich dadurch verdächtig

Er: Ein Eingriff in unsere westlichen Sehgewohnheiten.

Ich: Ey, die Frau vor im Zug.

Ist 60 und total drauf

100 % Keramik

Ketamin.

Er: hahaha

Ich: Wann planst du nach München zu gehen?

Ich sehe mehr und erfasse tatsächlich weniger. Würde ich hier und jetzt telefonieren: Im Hintergrund höre ich eine Verkäuferin leise sprechen. Am Echtort spricht sie laut. Das Gegenüber am Telefon schimpft über einen Weg, den er nicht finden kann. Ich erfasse nur diesen einen Weg, auf dem ich über das Telefon mitgetragen werde. Wäre ich ebenfalls am Echtort, ebenfalls in Wien, ja dann...

Auf die Frage: Wo bist du denn? Und die Antwort: Im dritten Bezirk. Beim Boesner. Aber hier ist so eine Sackgasse und ich sehe die Autobahn. Ja dann...?

Gleichzeitig eine Nachricht aus Zürich. Wo und wann ich ankommen werde. Ich solle dann dort hinkommen. Ich kenne mich aus und erfasse den späteren Ort meiner Ankunft. Vor dem inneren Auge gehe ich den Weg ab, vom Bahnsteig zur Station der Straßenbahn mit der Nummer 3. Ich gehe den Weg ab, um ihn später nicht doppelt gehen zu müssen.

Bis hier: Der Öffentliche Nahverkehr würde mich wieder in das Stadtzentrum Wiens spülen.

Ab dort: Nächster Halt Salzburg. In 3,5 Stunden.

Und wo ich hier in meiner linearen Unbeweglichkeit umherstrebe breitet sich diese Müdigkeit aus, die mit dem Erwerb von Bahntickets generationsübergreifend einhergeht. Ein rauschhafter Eskapismus, der sich plötzlich sehr vertraut anfühlt und gelöst von jeglichen Zeiten nur bei mir seinen Raum findet.

«Let's sway

Sway through the crowd to an empty space.»